

Liechtensteiner Volksblatt

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag.

Bezugspreis: für das Inland jährlich K., halbjährlich K., vierteljährlich K. für Österreich jährlich K., halbjährlich K. für die Schweiz jährlich 13 Fr., halbjährlich Fr. für das übrige Ausland jährlich K. — Bestellungen nehmen entgegen: Im Inlande die betreffenden Zeitungsboten, im Auslande die nächstgelegenen Postämter oder die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz; der Schweiz die Buchdruckerei J. Kuhn in Buchs (Rhodant).

Einrückungsgebühr im Anzeigenteil die sechs-spaltige Kleinzeile h oder Rp.; für Reklamen h oder Rp. Einwendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzusenden.

Wo hin?

Liechtenstein steht am Scheideweg. Mehrere wichtige Fragen sind so weit gelöst, daß man sich nun allen Ernstes zu einer raschen Lösung entscheiden muß. Da ist vorerst einmal mit aller Offenheit festzustellen, daß eine Spaltung unserer Bevölkerung in zwei Gruppen droht, die weit voneinander fern könnte als die Spaltung in politische Parteien. Die Ansätze zeigen sich schon jetzt, daß sich Produzenten und Konsumenten viel stärker gegenüber stehen als je. Sollte diese Entwicklung weitergehen, so könnte das zum schwebenden Landesunglück werden. Jeder weitere Denke hat daher die Pflicht, diese drohende Kluft nicht erweitern, sondern sie im Gegenteil überbrücken zu helfen. Keine aber, die daran arbeiten, diese Kluft zu vergrößern, laden sich eine schwere Verantwortung auf als sie denken. Unser kleines Volk ist nicht imstande, diese Kraftprobe zu bestehen, die darauf hinausläuft, einen offenen Gegensatz zwischen Landwirt und Nichtlandwirt zu schaffen. In größeren Staaten mit größeren Städten ist dieser Gegensatz ja schon vorhanden. Er zeigt uns aber kein erfreuliches Bild. Das Rückgrat eines jeden Landes und ganz besonders Liechtensteins ist die Landwirtschaft. Es muß also unser Bestreben sein, sie auf eine so hohe Stufe zu stellen, daß sie imstande ist, alle im Lande nicht nur zu ernähren, sondern in weit größerem Umfange zu beschäftigen, als dies bis jetzt möglich war. Dann werden viel weniger Liechtensteiner gezwungen sein, ihr Brot in der Fremde zu suchen. Hand in Hand damit muß aber auch die Entwicklung anderer Erwerbsmöglichkeiten im Lande gehen, der Fortschritt in Handel, Gewerbe und Industrie. Wie aber wird ein besonnener Liechtensteiner einer Industrialisierung unseres Landes im großen Stil das Wort reden können. So wie die Dinge jetzt liegen, treiben wir einer Hungerkatastrophe eines großen Teils der Liechtensteiner entgegen. Denn die Preise haben bei uns eine Höhe erreicht, die weit über der in Deutschland liegt: Ueber 20 Kr. für ein Kilo Mehl, über 100 Kr. für gewöhnliches Fett, zwischen 200 und 300 Kr. für ein Kilo Butter, eine unbestimmte Anzahl von Kronen für 1 Liter Milch usw. Aber auch der Landwirt, der die meisten dieser Lebensmittel selbst erzeugt, muß große Summen ausgeben für die täglichen Bedarfsartikel. Wir sind nun glücklich so weit gekommen, daß mancher Arbeiter und Angestellte kaum mehr ein Kilo Mehl mehr im Tage verdient. Damit aber nicht genug: Wärdlich muß er sich schämen, der für Kronen überhaupt noch etwas kaufen kann. Wieso aber soll derjenige für Lebensmittel und Bedarfsartikel Franken zahlen können, der nur Kronen verdient? Auf diesem Wege geht es nicht mehr weiter, sonst gehen wir in einen Chaos entgegen. War oft hört man die Forderung stellen, der Handel mit Franken sollte verboten werden. Unsere Ansicht ist die von vielen andern, daß sich dieser Entwicklungsprozess nicht mehr aufhalten lasse. Also bleibt nur der andere Weg: die Einführung der Frankennährung und zwar in möglichst kurzer Zeit. Es ist ja ganz berechtigt, daß derjenige, der etwas zu verkaufen hat, seine gute Ware nicht um Papier hingeben

will, das täglich im Werte sinkt. Auf die Dauer kann unser Land nicht alle Schwankungen Deutschlands mitmachen, nur weil es das gleiche Papier hat. Der Apfel, in den wir mit der Frankennährung beissen müssen, ist aber ein sehr saurer und es ist also wieder begreiflich, daß manche einer Frankennährung sehr zweifelnd gegenüber stehen; denn sie wird manche Uebertragungen bringen, die wir vielleicht kaum ahnen können. Unbegreiflich vom christlichen, überhaupt menschlichen Standpunkt aus ist es aber, wenn es Leute geben soll, die wohl nur gegen Franken etwas abgeben, aber beiseite keine Frankennährung einführen wollen. Das sei offen gesagt: Die Verantwortung für die jetzt unbedingte notwendige Einführung der Frankennährung trägt jeder mit, der nur gegen Franken arbeiten oder abgeben will, dann trägt aber auch einen Teil dieser Verantwortung die Tatsache der Kündigung des Zollvertrages.

Ueber das „Wie“ der Einführung der Frankennährung ist schon viel gesprochen und geschrieben worden, und niemand kann einen schmerzlos gangbaren Weg zeigen. Offenbar ungerecht erscheint uns ein Vorschlag, der dahin geht, bei der Kronenablösung die Vorkriegs- und Kriegskronen auf gleiche Stufe zu stellen. Die sauer erraden Kronen vor dem Kriege sind dem doch entschieden höher zu stellen als die entwerteten Kriegs- und Nachkriegskronen.

Daß wir bei Einführung der Franken auf die tätige Mithilfe unseres Landesbauers rechnen dürfen, steht außer Zweifel. Niemand hat ein Recht, an der väterlichen Fürsorge unseres Fürsten für sein Land im geringsten zu zweifeln. Wenn nun aber einem unserer Fürstlichen, der auch noch auf das „Sichselbstemparieren“ unseres Volkes hinwies, öffentlich Unverantwortlichkeit vorgeworfen wird, so ist das wieder eine Ungerechtheit. Denn jener Fürst ist mindestens so wirklich gesinnt wie jeder andere im Lande und vertraut sowohl dem Volke als auch dem Landesvater.

Ob nun die Frankeneinführung unbedingt einen Zollanschlus an die Schweiz zur Folge haben muß, oder ob es mit einem Handelsvertrag mit der Schweiz auch getan wäre, diese weitere Frage wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen, denn es kommt schließlich auch auf den Willen der Schweiz an, uns in einen Zollverband aufzunehmen. Da die Schweiz sich uns stets wie auch Oesterreich freundschaftlich erwiesen hat, dürfen wir allerdings auf ein Entgegenkommen der Schweiz Hoffnung haben. Als etwas Unrechtes erscheint es ferner wieder, daß nun gleichsam schon zum Vorhinein etwaige künftige Schwierigkeiten in den Verhandlungen mit der Schweiz unserem Wiener Gesandten Durchlaucht Prinz Eduard in fortwährenden öffentlichen Angriffen in die Schuhe geschoben werden. Wir haben gute Gründe anzunehmen, daß in den Angriffen auf unseren Wiener Gesandten auch rein persönliche Anfeindungen mitspielen. Es wird ihm da vorgeworfen, er wolle nur zu viel tun. Wäre das Gegenteil der Fall, so hieße es wieder, er tue nichts. Das erste Erfordernis in unseren schweren Entscheidungen an unserem dunkeln Scheideweg ist Ehrlichkeit nach innen und nach außen. Bei allen sachlichen ehrlich gemeinten Gegensätzen müssen

wir doch immer darauf bedacht sein, miteinander zu wirken zum gemeinsamen Wohle aller, nicht gegeneinander.

Aus dem Fürstentum.

Zur Besserung der unterländ. Postverhältnisse.

Unsere unterländischen Volksgenossen sind mit den postalischen Einrichtungen bis heutzutage so klemmlich bedacht, als es nur irgend möglich ist. Für fünf Gemeinden ist bis jetzt ein einziges Postamt und eine Postablage in Tätigkeit. Vom Postamt Eschen aus werden die Gemeinden Gamprin, Ruggell und Schellenberg durch Briefträger bedient; Mauren wird durch die dortige Postablage besorgt. Durch die gegenwärtigen abnormen Zugungsverhältnissen wird es überhaupt den Briefträgern trotz besten Willens noch unmöglich gemacht, die inländische Post so rechtzeitig vom Zuge abholen zu können, um sie am gleichen Tage zustellen zu können.

Dieser Zustand ist für die Zukunft nicht mehr haltbar. Für die Unterländer müssen unbedingt andere Postverhältnisse geschaffen werden. Das Land wird durch größere Posteinkünfte künftig auch in der Lage sein, den Postverhältnissen im Unterlande mehr Beachtung zu schenken. Meiner Ansicht nach sollten schon jetzt die Vorarbeiten energisch an die Hand genommen werden. So, wie ich mir die Sache denke, will ich sie hier andeuten, möchte jedoch berufeneren Personen ersuchen, im Interesse der Sache weitere Vorschläge zu machen. Im Unterlande sollten notwendig drei Postämter (und natürlich auch jwiel Telephonvermittlungsbüro) tätig sein: In Eschen, Mauren und Gamprin. Demnach wäre die Postablage in Mauren in ein Postamt umzugestaltet und in Gamprin ein Postamt neu zu errichten. Das kommende Postamt Mauren unterhält eine ständige Verbindung zu den Postämtern nach Schaanwald, Eschen und Gamprin zu Mendeln, und zwar kann die Verbindung für die beiden letzteren Lemter durch das Postamt Gamprin besorgt werden. Die Gemeinde Ruggell wird vom Postamt Gamprin täglich (nach Bedarf zwei mal) bedient, die Gemeinde Schellenberg aber zweckmäßiger von Mauren aus.

Das wäre meines Erachtens die richtigste Lösung der Unterländer Postfrage. Der Plan ist gewiß wert, daß er sofort aufgegriffen und möglichst bald verwirklicht wird. Der Staat darf nicht vor einer Ausgabe von etlichen Tausenden zurückschrecken, wenn es das Wohl so vieler Leute angeht; so wie es jetzt ist, sind die Verhältnisse wirklich traurig. Ich würde mich sehr freuen, wenn meine Gedanken bei den Unterländern heifällig aufgenommen würden. Von dort her sollte auch für den Plan gearbeitet und an zuständiger Stelle geschoben werden. Die Mäßen werden gewiß nicht umsonst sein.

Die Schuldigen am Weltkrieg.

Weitere Enthüllungen.

Die Archive und geheimen Schubladen der Diplomatie der Zentralmächte haben sich geöffnet. Je mehr deren Inhalt, die Geheimakten aus der Vorgeschichte des Weltkrieges aus Licht der Öffentlichkeit gelangen, desto schärfer tritt die Schuld der an diesem furchtbaren Krieg verant-

wortlichen Persönlichkeiten zutage. Schon die Enthüllungen Kautskys über den entthronten Kaiser warfen darauf ein scharfes Schlaglicht. Nun werden auch die Schranken des auswärtigen Amtes am Wiener Ballplatz ausgeräumt, die Briefschaften des be... rüchtigten Grafen Berchtold verlesen und dem Urteil der Öffentlichkeit übergeben.

Jede dieser Veröffentlichungen verstärkt die Erkenntnis, daß der Krieg, wenn man in Wien nicht so verrückt und in Berlin nicht so verrückt gehandelt hätte, wohl zu vermeiden gewesen wäre, der Menschheit diese ungeheure Katastrophe erspart hätte werden können. Dafür, daß man in Wien den Krieg mit Serbien unter allen Umständen wollte, schließlich alles darauf ausgelegt hatte, daß der infolge des „Anschlusses“ in Serajewo entstandene Konflikt ja nur nicht friedlich beigelegt werde und tödlich enden würde, wenn Serbien das mit Vorlauf und Bewußtsein so scharf gehaltene Ultimatum angenommen hätte, dafür liegen nun nach der Wiener „Arbeiterzeitung“ hundert Zeugnisse vor. Der deutsche Botschafter in Wien berichtete am 10. Juli 1914, was ihm Berchtold über seinen Vortrag (am Tage zuvor) beim Kaiser erzählt habe: „Sollten die Serben alle geforderten Forderungen annehmen, so wäre das eine Lösung, die ihm sehr unympathisch wäre und er sinne darüber nach, welche Forderungen man stellen könne, die Serbien eine Annahme völlig unmöglich machen würden.“ Also Krieg um jeden Preis! Am 4. August 1914 berichtet der österreichisch-ungarische Botschafter Mensdorff an Berchtold zweimal über Unterredungen mit Grey, dem englischen Staatssekretär für Aeußeres, den dann die gesamte Kriegspresse als den eigentlichen Instigator des Krieges hinstellen wollte, und mit welcher Fabel die Leidenenschaften gegen England vorzugsweise aufgeweckt wurden. „Wir alle haben nur einen Feind: England“, behauptete man in Wien. Was berichtet nun der österreichisch-ungarische Botschafter? „Grey, tief ergriffen, sagte mir, er sehe vorläufig keine Ursache, mit uns in Konflikt zu geraten. Grey, der eminent friedlich ist und Krieg haßt, war ganz gebrochen.“ Wo gegen man auf dem Ballhausplatz in Wien triumphierte, daß man die Leistung zuwege gebracht hätte, allen Friedensbemühungen der anderen zu Trost den Krieg zu entseffen.

Während man sich in Deutschland die Legende zurecht gelegt hatte, es sei England gewesen, das in Durchführung seiner Einkreisungspolitik, auf den Krieg hingearbeitet habe, so daß er ausgebrochen sei, obwohl ihn Deutschland vermeiden wollte, ist für Oesterreich-Ungarn die Behauptung zurecht gebracht worden, daß damals Rußland den Augenblick als den günstigen erachtet habe, um seinen schon lange beschlossenen und vorbereiteten Ueberfall auf Oesterreich-Ungarn auszuführen. Aus Berichten des österreichisch-ungarischen Botschafters, also gewiß einer für Rußland nicht voreingenommenen Seite — geht nun aber deutlich hervor, daß man damals in Petersburg alles andere denn kriegerisch gesinnt war. Vom Staatsamt für Aeußeres veröffentlichte Umskildke dieses österreichisch-ungarischen Botschafters in Petersburg bezeugen, daß in Rußland eigentlich niemand den Krieg wollte, daß insbesondere die verantwortliche russische Politik an der Möglichkeit

Auf der Goldwage.

Roman von Marie Stahl.

(Manuskript verboten)

Es war ein mild verschleierter, weicher Freitagstag, als sie im kleinen Ponywagen, einen großen Korb mit allem Nötigen zu einem Kaffeeständchen zwischen sich, hinausfuhr. „Märe“ sagte Hulbe, die die Zügel führte, heute muß ich dich zu nennen, ich kann nicht anders, ich bin so vergnügt. Und ich muß dir einen Kuß geben. Darf ich? Sie finde dich entsetzt.“ Märe erwiderte diese Liebeserklärung herzlich und warm. Aber sie flügte hinzu, es sei besser, Gegenwart anderer die blöde Form der Liebe beizubehalten. Dagegen protestierte Hulbe heftig. „Du bist noch zu weltunkundig“, wandte Märe ein. „Aber es ziemte sein, daß deine Angehörigen diese Intimität zwischen uns als Taktlosigkeit von meiner Seite aufzufassen, und dem möchte ich mich nicht aussetzen.“ Es gab einen lebhaften Streit; Hulbe wollte sich nicht überzeugen lassen. Sie fuhren langsam über die weichen Land- und Wieswege, und der Rauber des Frühlingstages nahm sie gefangen. Der Winter war lang und hart gewesen, nur schwer rang sich die Na-

tur aus den Banden des Todes zur Auferstehung. Osterkimmung lag in der Luft. Der erste, leise erwachende Lebensjubel. An den dunklen Geländebänken der Fichtenwälder schimmerte hier und da ein schwaches Grün, und aus den braunen Ackerkrumen mit ihrem kräftigen Erdgeruch brachen die jungen Saaten. Die Ferne war in leichtes Grau gehüllt, und nur ab und zu lag, e sich der Wolkensimmel zu einem blauen Blau; doch aus den Höhen schmetterten schon die süßen Jubellieder der Lerchen.

Und aus allen Fernen und Höhen kam mit tausend Stimmen, mit Duft und Klang, mit Licht und Farbenschimmer das große Frühlingstreiben allen Lebens zu seiner Erfüllung.

Die Augen der beiden Freundinnen in dem kleinen Gefährt wurden groß und glänzend, als sie tiefer und tiefer in das Frühlingstreiben gerieten. Hulbe stimmte an: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt, wenn im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt.“ Und leise sang Märe mit: „Was nicht auch zur schönen Frühlingzeit, als mein Herz sich deinem Herz erschloß.“

Am Fichtebach, der zwischen einem Erlendamm und einem Birkenwäldchen eingebuchtet lag, herrschte ein reges Leben. Schon von weitem sahen sie die dunklen Gestalten einiger Männer an den Scheufen mit dem Ablassen des Wassers und mit dem Stellen der Reße beschäftigt. Bald-

klang, der Gärtner Marsch und der Rutscher Weiprecht leitete, die Melon.

Und jetzt stiegen sich zwei aus dem Trost, Kuno voran und Alexander, den sie nicht erwartet hatten, und kamen ihnen mit lautem Willkommen entgegen.

In ihren grauen Joppen, mit den ländlichen Jägerhüten, trat die Unähnlichkeit zwischen beiden hervor, nur daß Kuno etwas größer, blondere und torpulerer war, ganz Landjurker und Offizier in Bibi, während Alexander sich bereits zum Typus des Westmannes umformte, der weniger an eine beschränkte Rasse gebunden, als international ist. „Gott sei Dank, jetzt komme die Kaffeekanne!“ rief Kuno, Hulbe vom Wagen hebend. „Nichts als Wasser fällt mir auf den Magen, und die Fische wirken mit der Zeit langweilig. Wenn man sie noch mit dem Tschingel fischen könnte, wie deine Ratten, Hulbe, das wäre noch was für's Gemüt.“

Hulbe stellte sich enttäuscht, daß ihm der Kaffee das Wichtigste sei, und während sie sich neckten, half Alexander Märe vom Wagen, die sich sofort an die Zubereitung des Bismucks machte. „Sagen Sie sich doch erst einmal die Fischerei an“, sagte er und führte sie nach den Teichen, zu denen Kuno und Hulbe vorausgelaufen waren, denn Hulbe war sofort mit ganzer Seele bei Sache und mußte ihre Freunde, den Inspektor,

Gärtner und Rutscher, jeden persönlich begrüßen. Alexander ging an Märes Seite das ganze Teichgebiet ab und gab ihr überall die Erklärungen, die sie interessierten. Sie sprachen nur Dinge, die zur Sache gehörten, aber es war, als ob diese Sache ein erhöhtes Interesse dadurch gewänne, daß sie zwischen ihnen besprochen wurde. Hier draußen in Wald und Feld wehte eine andere Luft, als im Saftenselder Hause und Familienzimmer, hier wurde alles freier, zwangloser, und niemand konnte sich dem lebendigen Rauber des jungen Lenzes entziehen. Eine feine, frische Wärme lag auf Märes Wangen, die sonst blaß waren, und ihre Augen gingen an, vor ihnen heranzu leuchten. Alexander sah sie fast stannend an. Wie schön und distinguiert sie wirkte mit diesem einfachen Schleierhütchen, in dem glatten, dunklen Schneiderkleid.

Einmal standen sie ausruhend nebeneinander unter einer Birke, deren Gezweig wie langes, braunes Haar herabhäng, und genossen die Aussicht über die blanken Teichspiegel hinweg in die der Horizont nur einigen dunkelblauen Bäumen, wie mit feinem Pinselstrich, gezeichnet war.

„Gibt es etwas Schöneres als unser Land?“ fragte Märe, ein Schweigen unterbrechend. „Diese feinen, lehrnützigen Stimmungen zwischen Melancholie und Lebensjubel hat wohl kaum eine äppigere Natur.“